

---

# "Wir sind wie Vögel mit einem gebrochenen Flügel..."

Die Abschiedsworte, die Häuptling Plenty Coups 1901 am Little Bighorn an sein Volk richtete, durchdringen das Buch, das *RENE OTH* den untergegangenen Kulturen Nord- und Südamerikas widmet. In "AUF DEN SPUREN DER INDIANER. Geschichte und Kultur der Ureinwohner Amerikas" (Ensslin-Laiblin Verlag, Reutlingen 1988) bricht der Autor mit dem herkömmlichen Indianerbild und beschreibt ausführlich und engagiert die Lebensweisen der nordamerikanischen Stämme, aber auch die Kulturen Mittel- und Südamerikas. Er führt auf eindringliche Art und Weise die Ausrottung dieser jahrtausendealten Kulturen vor Augen, die der Hab- und Machtgier der Weissen, aber auch einem falsch verstandenen Missionierungsbestreben zum Opfer fielen.

Fast ist es so unabänderlich wie ein klassisches Kochrezept: man nehme eine rote Haut, bunte Federn, einen perlenbestickten Anzug aus Fensterleder, einen Tomahawk, gegebenenfalls eine Friedenspfeife, stecke die einen auf den Kopf, ziehe den anderen über die Haut, befestige den Tomahawk am Gürtel, stecke die Pfeife (wenn nötig) in den Mund und würze das Ganze mit einer Prise Mut und viel Verschlagenheit. Fertig ist das klassische Indianerbild, das uns die Bücher eines Karl May oder James Fenimore Cooper sowie zahlreiche Wildwestfilme vermitteln. Die tiefe Verbundenheit des Indianers mit der Natur, seine zum Teil hochentwickelten sozialen und politischen Strukturen und die systematische Ausrottung seiner Völker durch den weissen Mann kommen nur selten zur Sprache, denn Filme wie "Little Big Man" halten uns einen Spiegel vor Augen, der uns mit einer Kollektivschuld konfrontiert, die wir nicht wahrhaben wollen. Wenn man in dem Zusammenhang die so bequeme Gnade der späten Geburt herbeizitiert, bleibt immer noch unsere Teilnahmslosigkeit an dem Schicksal der heutigen Indianer Nord- und Südamerikas. Um so wichtiger ist es daher, wenn ein Buch auf den Markt kommt, das mit den althergebrachten, beruhigenden Klischees aufräumt, und das uns die Lebensweise und Schicksale der Ureinwohner des amerikanischen Kontinentes in ihrem richtigen historischen und ethnologischen Kontext zeigt. René Oth hat mit "Auf den Spuren der Indianer, Geschichte und Kulturen

der Ureinwohner Amerikas", erschienen im Oktober 1988 im Ensslin und Laiblin Verlag, Reutlingen, ein Werk geschaffen, das sowohl vom Text als auch von der Illustration her eine große Lücke schließt.

Schon die Aufteilung seines Buches macht deutlich, auf welcher Seite der Autor steht. Den Lebensraum der nordamerikanischen Indianer hält er für "ein verlorenes Paradies", und er widmet ihrer vielfältigen und interessanten Kultur mehr als siebenzig Seiten. Die "Völker der Sonne" in Mittel- und Südamerika lebten in "versunkenen Königreichen" und in den "Hochkulturen der Anden".

---

**Wenn 1992 für Europa ein  
Stichdatum werden soll, so jährt  
sich 1992 auch zum  
fünfhundertsten Mal die Landung  
Christoph Columbus' auf  
Guanahani in den heutigen  
Bahamas. Daß die Indianer dieses  
Tages nicht mit Freude gedenken,  
dürfe wahrscheinlich sein.**

---

Aber auch unter den Nachfolgern der europäischen Kolonisatoren scheint ein Streit auszubrechen: die Iroamerikaner behaupten sich auf eine Niederlassung irländischer Mönche in der Neuen Welt gegen 600 n. Chr., während die Skandinavier die Überfahrt des Wikingers Leif Eriksons um das Jahr 1000 feiern wollen. Alle gehen also davon aus, daß die Ankunft des weissen Mannes in der Neuen Welt ein Ereignis war, das sich zu feiern lohnt. "Nach Ankunft der Weissen wurde einer Jahrtausende währenden eigenständigen Kulturentwicklung ein jähes Ende bereitet. Die Spanier, die sich als Botschafter des Christentums verstanden, zogen im Goldrausch plündernd durch Mittel- und Südamerika; je weiter die Engländer und Franzosen im nördlichen Teil des Kontinents nach Westen vorrückten, desto mehr schrumpfte das von Indianern besiedelte Land zusammen. In ihren Raufereien um die Vorherrschaft in der Neuen Welt scherten sich die Europäer keinen Deut um die Belange der amerikanischen Ureinwohner. Mit körperlichem Totschlag (Genozid) und kulturellem

Mord (Ethnozid) vergingen sich die fremden Eroberer an den Indianern..." (S.10).

## Das verlorene Paradies der nordamerikanischen Indianer

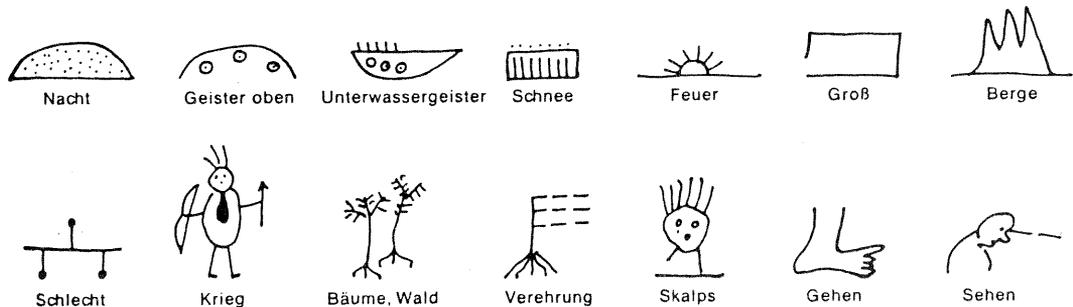
Es ist nicht möglich, ein einheitliches Bild der Kultur der Ureinwohner des nordamerikanischen Kontinents zu zeichnen, denn die Nachkommen der Bewohner der sibirischen Steppen, die gegen 36 000 v. Chr. über die zugefrorene Beringstraße in Amerika einwanderten, haben vielfältige Lebens- und Kulturformen entwickelt. Die Waldlandschaften des Nordostens prägten das Leben der dort lebenden Stämme, während die Siedler des Südostens seßhafte Ackerbauern waren. Die klimatischen Verhältnisse der südwestlichen Wüstengebiete (Neu Mexiko, Arizona) beeinflussten die Wohn- und Lebensweisen der Apachen, Navahos und Pueblos, die in klug konzipierten Städten wohnten, während die Prärieindianer (Comanchen, Sioux, Cheyennes, Pawnees u.a.) ihren Alltag den Erfordernissen eines Nomadenleben beugen mußten. Manche Völker teilten ihr Leben mit dem Meer, andere mit dem Eis, wie die Eskimos, z.B. Aber nicht nur ihre geographische Umwelt war verschieden, sondern auch ihre Gesellschaftsformen, ihre politischen Infrastrukturen, ihre religiösen Vorstellungen und ihre Sprachen.

### Die Friedenspfeife

Der Pfeifenkopf aus rotem Stein stellte die Erde dar. Das aus Holz gemachte Pfeifenrohr verkörperte alles, was hienieden wuchs. Die Tabakkurven symbolisierten alle Wesen des Weltalls. Die am Pfeifenstiel befestigten Adlerfedern versinnbildlichten alle geflügelten Tiere in der Luft. Der blauen und grünen Pfeifenbemalung wurde auch eine symbolische Bedeutung zugemessen: Die beiden Farben spiegelten die kosmische Gegensätzlichkeit wider von Himmel und Erde, Tag und Nacht, Krieg und Frieden, Süden und Norden, Sonne und Mond. Damit stellte die heilige Pfeife eine geheimnisvolle Einheit zwischen Mensch und Weltall her. Alle Völker und Dinge des Kosmos gesellten sich zu dem, der das Calumet rauchte und dadurch zugleich für alle und mit allem Manitu (Das Große Geheimnis) betend anrief, um sich über Wohl und Wehe seines Stammes zu erkundigen. (S. 118)

Häuptlinge und Sachems leiteten das Geschick ihrer Stämme und ihnen oblag die Entscheidung, ob das Volk Widerstand gegen die Weißen leisten, sich ihnen unterwerfen oder sich mit ihnen verbünden sollte. Vor der Ankunft des weißen Mannes glich ihre Kriegsführung eher den europäischen Turnierspielen des Mittelalters. Sie legten weniger Wert auf menschenmordende Schlachten, als auf Zweikämpfe, die ihnen persönlichen Ruhm und Ehre einbrachten. Die (Un)Sitte des Skalpierens, die im alten Mexiko verbreitet war (zu Ehren des Gottes Xipe Totec wurden die erschlagenen Opfer gehäutet), setzte sich in Nordamerika erst durch, als die Franzosen und die Engländer Skalpprämien in Aussicht stellten. Außerdem lieferten sie den Indianern mit dem Messer das geeignete Instrument dazu. Marterpfahl und Tortur waren besonders bei den Indianern der östlichen Waldgebiete verbreitet, und wenn auch nichts diesen Methoden ihre Grausamkeit und ihre Menschenverachtung nimmt, sollten sie doch relativiert werden. "Jene französischen und spanischen Schreiber, die voller Entsetzen die Folter der Indianer beschrieben, entstammten Gesellschaften, die Frauen und Kinder Inquisitionen unterzogen, wie sie sich ein amerikanischer Ureinwohner nicht hätte vorstellen können" (T.R. Fehrenbach, zit. S. 113).

Wenn die Clannmütter auch einen gewissen politischen Einfluß hatten, war die einfache Squaw "Eheweib, Mutter, Schwerstarbeiterin und Künstlerin zugleich" (S. 117). Sie mußte ihrem Mann jeden Wunsch von den Augen ablesen, seine Kinder auf ein Leben in schwieriger Umwelt erziehen, ihnen Stammessitten und religiöse Riten beibringen. Sie erledigte die Feldarbeit, sorgte für die Nahrung und sammelte Heizmaterial für die Familie. Sie fertigte die Kleidung an und beherrschte die Kunst der Korbflechterei so perfekt, daß die Körbe bei den Stämmen, die Keramik nicht kannten, zum Aufbewahren von Flüssigkeiten verwendet werden konnten. Der Wert einer jungfräulichen Braut war ungleich höher als der eines "berührten" Mädchens. Die Eheschließungen waren so unkompliziert wie die Scheidungen, die sich meist wegen Ehebruchs, aber auch wegen Faulheit des Mannes oder der bösen Zunge der Frau ergaben. Obschon eine "Frau einfach die Ehe auflösen (konnte) indem sie die Habseligkeiten des Mannes aus dem Tipi warf, das ihr persönliches Eigentum war" (S. 121), hatte ihr Mann dennoch das Recht, wenn er sie bei Ehebruch ertappte, ihr Nase und Zäpfe abzuschneiden. Da zahlreiche Männer im Krieg oder auf der Jagd umkamen, kam es bei manchen Stämmen zur Polygamie. Die India-



aus: H.J. Stammel, Indianer, Leben, Kampf, untergang

Iktagraph: Indianische Symbolsprache (einige Beispiele)

ner brachten ihren Kindern sehr viel Liebe entgegen, was sie aber nicht daran hinderte, sie bei Zeiten auf eine rauhe Umwelt vorzubereiten.

Die Behausungen der Indianer waren so vielfältig wie ihre Stämme. Wohnen die nomadischen Prärieindianer in zerlegbaren Tipis aus Büffelhaut, bauten die Seminolen in den Flußgegenden Floridas Pfahlbauten mit Giebeldach, die Apachen kuppelförmige Hütten aus Ästen und Gestrüpp und die Pueblo-Indianer terrassenförmige Häuser aus Lehmziegeln, deren einzelne Stockwerke nur über Leitern zu erreichen waren. Die Algonkin, die Halbnomaden waren, bauten sich runde Hütten mit Rauchabzug, die aber nicht zerlegbar wie die Tipis waren. Aus dem Algonkin-Wort für diese Behausung entstand der bei uns gebräuchliche Begriff WIGWAM.

### Der Büffel

Auf dem uralten Weideplatz für unendliche Büffelherden lebten kaum mehr als einhundert-zwanzigtausend Indianer, die der zahlreiche "Buffalo" mit allen lebensnotwendigen Artikeln versorgte: "Fleisch zum Kochen und Braten, getrocknet und als Pemmican; schwere Kleidung und dicke Häute für den Winter, Felle für die Lager, gegerbtes Leder als Decken oder für Schuhwerk und Sommerkleidung; geölte Büffelkalbhäute für die leichten, luftigen, warmen und bequemen Tipis; schließlich das berühmte "Bullboat" aus einem runden Astgeflecht und einer darüber gespannten Bullenhaut oder auch aus der geschrumpften Halshaut des Büffels, die jeder Lanze standhielt. Kästen, Taschen, Lederriemen und tausend andere Dinge waren aus Büffelhaut, Hacken und Beile aus dem Schulterblatt, Werkzeuge aus den Büffelrippen, Leim aus dem Huf, weiche Decken aus dem Haar, Sehnen zum Nähen, Nadeln aus Knochen, Löffel aus den Hörnern, Farben aus Blut und Erde." (H.-J. Stammel) (S. 137)

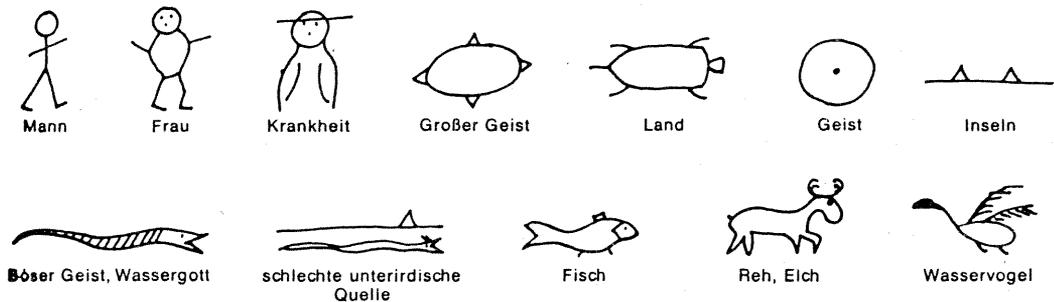
Der Büffel war für die Prärieindianer, die keinen Ackerbau betreiben konnten, die Existenzgrundlage schlechthin. Anfangs erlegten sie die Tiere mit der gleichen Methode, mit der die Steinzeitjäger Europas die Mammuts getötet haben. Sie trieben sie in Abgründe und töteten sie dort. Sobald sie über Pferde verfügten, erlegten sie sie mit Pfeil und Bogen, aber niemals, wenn sie kein Fleisch oder keine Felle brauchten. Erst der weiße Mann tötete die Büffel systematisch, teils aus Sport (Buffalo Bill), teils, um die

Indianer auszuhungern. Die Tatsache, daß Nordamerika etappenweise von den Indianern besiedelt wurde und daß die meisten Stämme Nomaden waren, trug zu einer Vielfalt von Sprachen und Dialekten bei. René Oth beziffert allein 550 Sprachen, und er hebt deren "großen Wortschatz und außerordentlich komplizierte Grammatik" (139) hervor. Ein Beweis dafür: "Im letzten Weltkrieg setzte der amerikanische Nachrichtendienst in Frontnähe hauptsächlich Navaho-Funker ein, deren Stammsprache selbst die gerissensten japanischen Codeexperten nicht zu ergründen vermochten." (141) Um sich untereinander zu verständigen, gebrauchten verschiedensprachige Indianer eine ausgeklügelte Zeichensprache, die so komplex war, daß sie eine Rede im Repräsentantenhaus wiederzugeben vermochten. Aber auch durch Signale, wie präzise Reitfiguren oder Rauchsignale konnten sie miteinander kommunizieren. Ihre Schriften waren Bilderschriften, "gemalte Reden", die sie auf Birkenrinden oder Büffelhäute auftrugen.

### Die Signalsprache

Um sich über weite Strecken Nachrichten zu übermitteln, griffen die Rothäute auf eine nicht minder perfektionierte Signalsprache zurück. Sie gaben sich Zeichen, die am Tage und auch nachts auf größte Entfernungen sichtbar waren. Durch die Art und Weise, wie ein Reiter mit seinem Pferd große Kreise beschrieb, vor- und zurückgaloppierte oder einen Hügel hinauf- und hinabtrabte, konnte er einem aufmerksamen Beobachter in der Ferne eine genaue Mitteilung machen. Mit hin und her geschwenkten Decken ließen sich ebenfalls Neuigkeiten weiterreichen. Die indianische Signalsprache funktionierte ähnlich wie das Morsealphabet: Sie fußte auf der Kombination kurzer und langer Zeichen. Spiegelsignale, denen durch längeres oder kürzeres Aufblitzen-Lassen der Sonnenstrahlen eine ganz bestimmte Bedeutung zukam, waren weithin entzifferbar. Ein auf einer Anhöhe loderndes Feuer konnte nachts als Telegraf gebraucht werden, indem man es in gewissen Abständen verdeckte. Wenn man am Tag Gras oder noch grüne Zweige in dasselbe Feuer warf, machte sich eine starke Rauchentwicklung bemerkbar, die man durch eine Decke zeitweise unterbinden und dann wieder aufkommen lassen konnte. Auch Staubwolkenzeichen, die durch das Aufwirbeln von trockenem Schmutz entstanden, dienten zur Nachrichtenübermittlung. gezeichnete Informationsquelle für nachstoßende Indianertrupps. (S. 141-142)

Dem Gottglauben der Indianer wohnte keine transzendente Vorstellung inne, sondern "Manitu, das 'Große Geheimnis', war Ursprung und Quelle jeder Kraft und 'beseelte' alle Geschöpfe und Gegenstände, lebende wie tote. Diese alle Körper und Naturerscheinungen beflügelnde unpersönliche, anonyme Macht, die an sich weder gut noch böse war, sahen, spürten und rochen die Indianer auf Schritt und Tritt. Sie glaubten, die Welt sei geheimnisvoll in Manitu eingebettet, so daß die Gottheit in allen Dingen wirke, ohne aber selbst 'in der Welt' zu sein" (145). Aus dieser Auffassung heraus schonten sie auch die Natur und bauten nur die Stoffe ab, die sie unbedingt



zum Leben brauchten. Nach dem Tode standen allen Menschen - außer den Selbstmördern, die nicht mutig genug waren, das Leben zu meistern, - die Glücklichen Jagdgründe offen. Einem alles durchdringenden Gottesbewußtsein stand eine naturverbundene Medizin zur Seite, die vom Mediziner verkörpert wurde, der aber auch Zauberer und Psychologe war.



Aztekischer Erdgott

Da René Oth in der ersten Hälfte seines Buches durch sein ausgezeichnetes Text- und Bildmaterial, aber auch durch seine engagierten persönlichen Stellungnahmen das klassische Indianerbild revidiert, ist es um so schockierender, daß die "Indianer heute dort leben müssen, wo ein weißer Mann verhungern würde" (159). Die 235 Reservate bieten den zeitgenössischen Indianern einen Lebensrahmen, in dem Arbeitslosigkeit, Unterbeschäftigung, Minimallöhne, Bildungsnot, Säuglingssterblichkeit, niedrige Lebenserwartung, hohe Selbstmordrate bei den Jugendlichen und extreme Krankheitsanfälligkeit infolge schlechter Ernährung" (160) den Alltag prägen. Erst 1968 hatte sich die Verzweigung der Indianer so zugespitzt, daß sie sie artikulieren konnten. Das "American Indian Movement", das für "Red Power" und gegen Entindianisierung kämpft, trägt zu einer "Wiedergeburt der indianischen Würde" (163) bei.

## Die Völker der Sonne

Die Kultur der Ureinwohner Mittel- und Südamerikas ist uns besser bekannt, weil diese Völker seßhaft waren und uns Überreste größten Umfangs ihrer zum Teil sehr weitentwickelten Hochkulturen hinterlassen haben.

In Mesoamerika (Mexiko, Südstaaten der USA, Guatemala, Belize) lebten in vorkolumbianischer Zeit die Olmeken, Tolteken, Chichimeken, Azteken und Mayas. Alle diese "Völker der Sonne" fielen internen Machtkämpfen und der Goldgier der Spanier zum Opfer. Wenn die **Olmeken**, die von 1500 bis 100 v. Chr. im Osten Mexikos lebten, auch keine Bauwerke aus Stein hinterlassen haben, so zeugen doch ihre Erdhügel und die archäologischen Überreste wie mosaikartige Pflaster, Stelen oder riesige skulptierte Basaltblöcke von einer hochentwickelten Kultur, in der die Religion eine große Rolle spielte. "Die Olmeken kannten eine Hieroglyphenschrift, die man für die älteste bekannte Schrift der amerikanischen

Indianer hält. Auch rechneten sie bereits mit Ziffern und lösten mathematische Probleme. Daten, die auf in Tres Zapotes gefundenen Stelen eingemeißelt sind, deuten darauf hin, daß die Olmeken außerdem die Erfindung des mittelamerikanischen Kalenders für sich beanspruchen können" (175). Künstliche Bewässerungssysteme, ausgedehnte Handelsverbindungen, hochwertige Keramik und Klingen aus Obsidian beweisen ihr technisches Können. Ihre Darstellungen von Menschen weisen negroide Züge auf, so daß ihre Herkunft noch nicht geklärt ist, da man nicht davon ausgehen kann, daß eine vorzeitliche Wanderung zwischen Afrika und Amerika stattgefunden hat. Ein anderes Volk, das unsere Bewunderung verdient, waren die Erbauer der großartigen Stadt **Teotihuacán**, "einst eine von Leben erfüllte internationale Metropole, in deren Tempeln Andächtige aus ganz Mittelamerika zu ihren Göttern beteten" (176). Die Sonnenpyramide, die an der 2 km langen und 40 m breiten "Straße der Toten" liegt, besteht aus 5 Terrassen und hat ein Volumen von 1 Million Kubikmetern. Dieses imposante Bauwerk war neben der Mondpyramide Zentrum einer enormen Kultstätte, die 42 km nordöstlich des heutigen Mexico City lag. Gegen 600 n. Chr. sollen dort bis zu 200 000 Menschen gelebt haben, als eine Feuersbrunst die Stadt zerstörte. Nach dem Niedergang Teotihuacáns bemächtigten sich die **Tolteken** der Macht in Zentralamerika. Dieses Volk wurde sowohl von den Azteken als auch von den Spaniern wegen seiner Kunstfertigkeit und seines ausgezeichneten Geschmacks bewundert. Es betrieb ertragreichen Ackerbau, und konnte es sich leisten, "die kleinen Maiskolben zum Beheizen der Bäder" zu verwenden. Reiche Häuser, gefüllte Scheunen, klug konstruierte Städte, Lebenslust, gebildetes Priestertum, präzise Kenntnisse in Astronomie prägten die Kultur der Tol-



Panama

teken, die gegen 850 n. Chr. ihre legendäre Hauptstadt Tollan gründeten. Als ihr Schutzgott Quetzalcoatl, die "gefiederte Schlange", sie verließ, kam es zum Untergang dieses Volkes, das von Dürren und Hungersnöten heimgesucht wurde. Skulpturen, Gegenstände aus Gold, das sie "Kot der Götter" nannten, weil sie glaubten, es fiel vom Himmel, prachtvolle Textilarbeiten und Handel mit Baumwolle, Federn und Kakao, der auch als Währung diente, zeugen vom hohen Stand der Tolteken-Kultur, der die kriegerischen Chichimeken gegen Ende des 11. Jahrhunderts den Todesstoß versetzten. Sie prägten die Über-

Abbildungen dieser Doppelseite aus L'art ancien de l'Amérique du Sud

gangszeit bis zur Ankunft der 500 Spanier, die unter der Führung von Hernando Cortès nach 1519 die anderthalb Millionen Azteken besiegten. Daß ein buntgemischter Söldnerhaufen die größte Militärmacht Amerikas besiegen und versklaven konnte, ist zum Teil durch die den Indios unbekanntes Feuerwaffen und Tiere (Pferde) zu erklären. Als die Azteken sich daran gewöhnt hatten, brachten sie noch immer nicht den notwendigen Mut auf, um den Conquistadores zu widerstehen. Auf Grund einer althergebrachten Sage hielten die Azteken den weißen und bärtigen Cortès nämlich für den zurückgekehrten Quetzalcoatl, dessen Ankunft durch eine Reihe von unheilvollen Zeichen (Vulkanausbruch, Schneefälle) vorausgesagt worden war. Mit Hilfe der Indianerprinzessin La Malinche oder Dona Marina, die den Spaniern als Übersetzerin und Ortskundige unschätzbare Dienste leistete, erreichte Cortès Tenochtitlan, eine Stadt, die die Mexika mitten in einem See errichtet hatten, und die ein kulturelles und wirtschaftliches Zentrum ungeahnten Ausmaßes war, das die Spanier mit Konstantinopel verglichen.

### TENOCHTITLAN

Die Spanier staunten über die Weltstadt von hoher Kultur und Zivilisation, die sich mitten in der vermeintlichen Wildnis vor ihnen ausbreitete. "Ich weiß nicht, wie ich von dem Anblick solcher, niemals vorher geschauter, ja nicht einmal geträumter Dinge und Bauten berichten soll!" schrieb Bernal Díaz, der von der zeitlosen Schönheit der aztekischen Reichshauptstadt fasziniert war. Das dichtbesiedelte Tenochtitlan, dessen Lage in der Mitte eines blauen Sees in einer von hohen Bergen umgebenen Hochebenen bezaubernd wirkte, erweckte mit seinen zahlreichen Kanälen, Brücken, Deichen und Dämmen den Eindruck einer Märchenstadt, der durch die großen, strahlend weiß getünchten, aus Adobeziegeln errichteten Häuser mit prächtigen Innenhöfen und durch die ausgedehnten Inselgärten mit den herrlichsten Zierblumen und Früchten noch verstärkt wurde. Ein Netz von kilometerlangen Tonröhren versorgte die Metropole mit Trinkwasser vom Land, da die salzigen Fluten des Texcoco-Sees ungenießbar waren. Kanus brachten die Abfälle zum Festland, wo sie zur Düngung der Felder Verwendung fanden. Sogar öffentliche Bedürfnisanstalten gab es in Form von kleinen Booten, die entlang vielbenutzter Fußwege ankerten und mit Schilfmatten vor neugierigen Blicken Schutz gewährten.

(Im Zentrum der Stadt, wo der heilige Bezirk angesiedelt war, erhoben sich bis zu sechzig Meter hohe Tempelpyramiden, die als Kultstätten dienten. Hier drängten sich auch die königlichen Paläste, die aus Dutzenden flacher Steingebäude bestanden, und riesige Lagerhallen, in denen Waffen, Kriegstrachten, Nahrungsmittel und Kleidungsstücke aufbewahrt wurden. Daneben gab es ein ungeheuer großes Vogelhaus, in dem scharlachrote Kardinalfinken, Goldfasane, Papageien und Kolibris umherschwirten, eine Menagerie für wilde Tiere, die mit prachtvollen exotischen Kreaturen aus den entferntesten

Bergwäldern und Sümpfen reichlich ausgestattet war, sowie ein Bauwerk mit einer eigenartigen Sammlung von menschlichen Mißgeburten, Zwergen und anderen unglücklichen Geschöpfen, die durch absonderliches Aussehen auffielen.)

Obschon der Fürst der Azteken, Monctezuma, ein sehr gebildeter und kultivierter Mensch war, war er den Spaniern nicht gewachsen. Waren sie auch entsetzt über die Menschenopfer, die die Azteken ihren Göttern darbrachten, zögerten sie nicht, Monctezuma gefangenzunehmen und alle Goldgegenstände, deren sie habhaft werden konnten, einzuschmelzen. Während eines Aufstandes der Bewohner von Tenochtitlan wurde Monctezuma von Steinen getroffen und starb kurz danach unter mysteriösen Umständen. 1521 machten die Spanier Tenochtitlan, "die gewaltigste Stadt der damaligen Welt, die im 16. Jh. fünfmal größer war als London" (S. 205) dem Erdboden gleich. Zahlreiche Conquistadores ertranken in dem See, auf dem die Stadt gebaut war, weil die Goldschätze, mit denen sie beladen waren, sie in die Tiefe zogen.

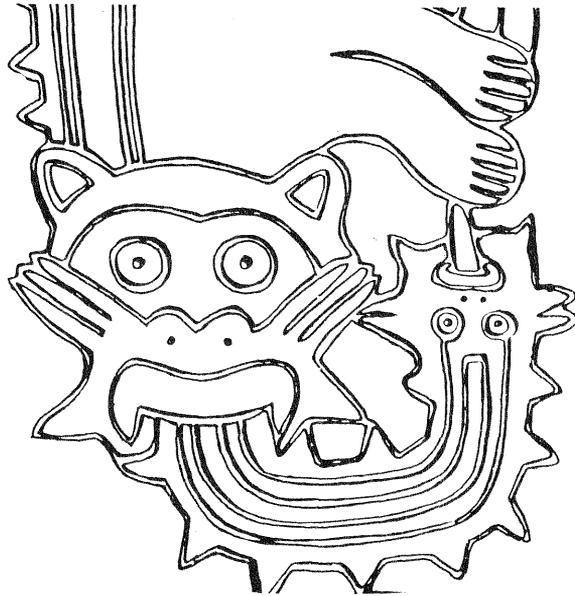
René Oth widmet weitere aufschlußreiche Kapitel unbekannteren mesoamerikanischen Kulturen, wie der der Tarasken, die tapfere Krieger und tüchtige Metallschmiede waren, die Huaxteken, die zu Ehren ihres Gottes Xipe Totec die erschlagenen Opfer häuteten oder die Totonaken, die sich mit Cortès gegen die Azteken verbündeten. Die Mixteken, Meister der Goldschmiedekunst und der Architektur, lösten die Zapoteken ab, deren Klugheit und strategisches Talent es ihnen erlaubte, sich gegen Azteken und Spanier zur Wehr zu setzen. Sie bestatteten ihre Toten in kunstvoll dekorierten Nekropolen und räumten ihren Priestern große politische Rechte ein.



Mochica (Hinwegführung eines Toten)

Unerklärlich ist der Niedergang der Mayakultur, da die Mayas gegen 900 n. Chr. "schlagartig ihre Monumentalbauten, die sie mitten in einem von Flüssen durchzogenen, mit Seen und Sümpfen übersäten Gebiet tropischer Urwälder mühselig errichtet hatten" (S. 225), verließen. Mit ihnen verschwand ihre Schrift, ihr perfektes Kalendersystem und ihre Riten. Ihr Exodus scheint nicht auf eine militärische Niederlage zurückzuführen zu sein, sondern auf eine Revolte der lang unterdrückten Bauern gegen die

herrschende Schicht. Mit dieser Kaste allerdings verschwand all das politische und technische Wissen, das das Überleben der Mayas gewährleistet hatte. Noch heute aber leben zwei Millionen ihrer Nachkommen "als bodenständiges Bauernvolk, im Hochland von Guatemala und auf der Halbinsel Yucatán,



Jaguar mit Schlangenzunge

den ärmsten Gebieten Mittelamerikas" (235), die auch die gigantischen Städte ihrer Vorfahren wie Palinque, Tihal, Copan oder Uxmal beherbergten. Die phonetische Schrift der Maya, ihre ausgedehnten Kenntnisse in Astronomie und ihre architektonischen Meisterwerke, die sie ohne Rad und nur mit Menschenkraft errichteten, ihr Ackerbau, den sie ohne Kenntnis des Pfluges betrieben, beweisen, daß auch hier ein Volk lebte, das nicht in die Vorstellung des Kolumbus paßte, der die Indianer "zahme Wilde" genannt hatte.

Das letzte große Kapitel seines Buches widmet René Oth den Goldkulturen im Nordwesten Südamerikas, wo die Spanier das "El Dorado" suchten und z.T. auch fanden. Unter El Dorado stellten sie sich eine goldene Stadt im Urwald, wenn nicht gleich ein ganzes Königreich aus Gold, vor. Daß sie so unrecht nicht hatten, beweisen die unermeßlichen Schätze die heute noch im Goldmuseum von Bogota zu bewundern sind.

Wenn auch die Kultur der Inka am besten bekannt ist, gab es schon um 3000 v. Chr. Hochkulturen im heutigen Ecuador, "die als die ältesten der Welt gelten" (254). So lebten die Valdivianer an der Pazifikküste in städtischen Siedlungen und ernährten sich hauptsächlich vom Fischfang. Von ca. 1200 bis 300 v. Chr. besiedelten die Chavin-Menschen den Norden Perus, wo sie einem Raubtiergott in Gestalt eines Jaguar-menschen oder eines Kondors verehrten. Landwirtschaft (Bohnen, Baumwolle, Mais) und Viehzucht (Hunde, Lamas) boten diesem Volk seine Existenzgrundlage, während die Einwohner Tiahuacanos im Bereich des Titicaca-Sees eine grandiose Stadt errichteten. Deren Bauwerke waren so imposant, daß die postkolumbianischen Indios sie für die Bauwerke von Riesen hielten, was sie aber nicht daran hin-

derte, die Überreste der Ruinen als Baumaterial zu verwenden.

Im Süden Perus lebten von ca. 900 bis 200 v. Chr. die Paracas, in deren Totenstadt 1925 429 Mumien mit wertvollen Grabbeigaben ausgegraben wurden. Beindruckend sind die zahlreichen Spuren von gelungenen Schädeloperationen, die an diesen Mumien festgestellt werden konnten. "Daß die Medizin in den mittleren Anden sich bereits in der Vorinkazeit außerordentlich entfaltet haben muß, wird durch die unglaubliche Tatsache belegt, daß die Patienten damals ihre Schädeloperationen überlebten. Die Kanten der Knocheneinschnitte waren nämlich verheilt. So schienen die Chirurgen von Paracas über medizinische Kenntnisse verfügt zu haben, die es ihnen ermöglichten, Knochenteile, die auf das Gehirn drückten und Lähmungen hervorriefen, aus geöffneten Schädeln herauszuoperieren. Als chirurgische Instrumente dienten ihnen Pinzetten, Obsidianmesser, Nadeln, Skalpell und sogar Aderpressen zur Abklemmung von Blutgefäßen. ... Bereits damals haben fast alle operierten Personen einen schweren Eingriff am Schädel lebend überstanden, obgleich man von aseptischer Behandlung nur recht unklare Vorstellungen hatte. Das war in der Neuzeit in Europa nicht so. In den Pariser Krankenhäusern beispielsweise starben zwischen 1835 und 1836 laut Statistik noch alle Personen, denen die Ärzte die Schädel geöffnet hatten." (S.266)

Ein großes Rätsel wirft noch heute die Nazca-Kultur auf, die zwischen 300 v. Chr. und 700 n. Chr. blühte. Nur aus der Luft zu erkennen sind die "zahlreichen ungeheueren geometrischen Symbole sowie gigantische Bodenzeichnungen von merkwürdigen Vögeln und Vierfüßlern" (S. 266), die mit dem wissenschaftlichen Begriff Petroglyphen bezeichnet werden und die bis zu 200 Meter lang sein können. Wenn die Wissenschaftler sich auch einig sind und die Hypothese Erich von Dänikens, es handle sich um Landepisten für antike Astronauten, als Humbug abtun, so müssen die Künstler, die dieses gigantische Werk geschaffen haben, es dennoch aus der Luft her konzipiert haben. Man vermutet, daß sie dazu Leichtluftballons benutzten, deren Hüllen aus dichtgewebter Baumwolle bestanden.

Keramische Bilderbücher, sehr oft mit für unsere Begriffe gewagten erotischen Darstellungen, haben die Mochica im Norden Perus zwischen dem 1. und 8. Jahrhundert auf Vasen und Tonplastiken hergestellt. Über dieses Volk herrschte ein Gottkönig mit Hilfe einer schlagkräftigen Armee und einem sehr strengen Bestrafungskanon, der von Verstümmelung bis zur Häutung und Steinigung reichte.

Die Chimu, "Verehrer des bleichen Mondes", gelten als die Erbauer der Chimu-Mauer, die sich über 80 km von den Anden bis zum Meer erstreckte und die wie die Chinesische Mauer ein Schutzbollwerk war. Ihr Reich wurde in der Vorinkazeit von der Großstadt Chan-Chan aus geleitet, in der öffentliche Parks und Wasserleitungen allen Bewohnern zur Verfügung standen. Die Chimu verehrten den Mond, da sie als Küstenbewohner seinen Einfluß auf Ebbe und Flut erkannt hatten.

## DIE JUSTIZ DER CHIMU

In ihrem Strafrecht waren die Küstenbewohner sehr streng. Fahrlässige Ärzte, deren Schlamperei einem Patienten das Leben gekostet hatte, wurden grausam bestraft. Mit einem Seil wurde der Heilkundige auf dem Verstorbenen festgebunden, den man bestattete, während der Körper des Arztes über dem Grab verblieb, damit die Raubvögel ihn bei lebendigem Leib zerfleischen konnten. Diebe wurden lebend so lange aufgehängt, bis sie erstickt waren. Dasselbe Schicksal erwartete auch die Brüder und sogar den Vater des Delinquenten, weil dieser einen so mißratenen Sohn in die Welt gesetzt hatte. In der Tat waren drakonische Strafmaßnahmen vonnöten, weil die fenster- und türlosen Häuser allen Spitzbuben ungeschützt offenstanden. Die Chimu erzwangen also Respekt vor dem Besitzrecht, indem sie nach dem primitiven Grundsatz verfuhrten: "Auge um Auge, Zahn um Zahn." (S. 280)

Die Verehrer des Mondes mußten sich schließlich den Söhnen der Sonne beugen, die auch andere umliegende Völker unter die Herrschaft der Inka brachten. In zahlreichen und aufwendigen Feldzügen zogen die Armeen der Inka-Fürsten über die schneebedeckten Anden oder durch die Wüstengebiete Nordchiles. "Als Tupac Inky Yupanqui 1493 das Zeitliche segnete, konnte sein Sohn, Inka Huayna Capac (Wanderer zwischen den Welten), über ein ins Unermeßliche gewachsene Großreich gebieten, das sich auf einer Million Quadratkilometer ausdehnte und sich etwa 5 000 Kilometer von Norden nach Süden erstreckte" (288). Alle Bürger dieses gewaltigen Reiches mußten dem Herrscher Tribute zahlen, die aus Produkten der Landwirtschaft oder aus Frondiensten bestanden, bei einem armen Stamm sogar aus einem jährlichen Sack mit Flöhen, seinem einzigen Reichtum.

Dieses mit einem perfekten Straßennetz versehene Reich, durch das Boten im Stafettenlauf Befehle und Gesetze in Windeseile bis in die letzten Winkel verbreiteten, fiel mit einem Streich den goldgierigen Spaniern zum Opfer. Ihr Anführer Pizarro ließ den Inka Atahualpa trotz eines riesigen Goldschatzes, gegen den sie ihm die Freiheit versprochen hatten, umbringen, und 1533 plünderten die Spanier die

Goldstadt Cuzco. Wie aus Mexiko das Vizekönigreich Neuspanien geworden war, wurde aus dem Reich der Inka das Vizekönigreich Neukastilien, und mit den Spaniern verbreitete sich auch dort Unterdrückung, Versklavung, Zwangschristianisierung und die europäischen Lebensformen, die der eigenständigen Kultur der unterworfenen Völker absolut keine Rechnung trugen.

Ein großer Verdienst des Buches von René Oth ist es, die Lebensformen und Kulturen der Ureinwohner Nord- und Südamerikas darzustellen, ehe sie mit dem weißen Mann in Kontakt kamen. Es ist ihm gelungen, dem Leser die vielfältigen Aspekte des Lebens und Wesens dieser Menschen darzustellen, die in Harmonie mit der Natur lebten und die nicht verstanden, wie man das Land, das allen Menschen gehört, verkaufen kann. Kurz vor seinem Tode hatte Guacmoc, der Nachfolger Montezumas zu Cortès gesagt: "Was sucht ihr nach Gold, wo in unserem Land so schöne Blumen blühen?" Diese Frage birgt die Kluft zwischen den zwei Welten, die aufeinanderstießen. Die siegreiche der beiden hinterließ in Reservaten zusammengepferchte Indianer und schuf die Basis für das Elend in Süd- und Mittelamerika. Sie zerstörte tausendjährige Kulturen, tötete Millionen Menschen im Namen der Macht und des Kreuzes und vergewaltigte den Lauf der Natur. René Oths Buch erlaubt uns, das Ausmaß dieser sozialen und kulturellen Zerstörung zu erkennen, und vielleicht hilft es uns, sie nicht zu vergessen. Man erlaube mir, mit den Worten eines anderen Rezensenten von René Oths Buch zu schließen. Roland Houtsch schrieb am 23.12. im Luxemburger Wort: "Was bleibt nach der Lektüre des Buches? Zufriedenheit, einen neuen Wissensquell erschlossen zu haben, aber auch Trauer. Es ist nicht tröstlich zu wissen, warum und wie die Indianerkulturen an den Rand der Ausrottung gebracht und dann in Reservaten geknechtet werden konnten, wenn sie nicht wirklich völlig vernichtet wurden. Dummheit und Ignoranz besonders auf seiten der weißen Eindringlinge tragen einen großen Teil Schuld an dieser unheilvollen Entwicklung. Traurig stimmt aber vor allem die Unausweichlichkeit dieses unerbittlichen Prozesses, der in der menschlichen Geschichte sich schon zu oft wiederholte."

sbb  
24.12.1988

